

GEHEN IST ANKOMMEN

40 JAHRE INTEGRATION IN STADT UND KANTON ST.GALLEN



Seit Jahrzehnten wandern **AUSLÄNDERINNEN UND AUSLÄNDER AUS VIELEN LÄNDERN**, mit vielen Sprachen und Kulturen in unseren Kanton und unsere Ortschaften ein – auf der Suche nach Wohlstand und Sicherheit.

Heute zählen sie rund einen Fünftel unserer Bevölkerung.

Sie haben den Kanton verändert und uns viel gegeben.

Das Funktionieren mancher Wirtschaftsbereiche – Gastronomie, Bau, Reinigung, Pflege, um nur einige zu nennen – wäre ohne ihre Arbeit nicht denkbar.

Die Einwanderer und Einwanderinnen haben von uns auch viel erhalten.

Sie gehören zu uns und prägen unsere Gesellschaft mit.



Arbeitsgemeinschaft für Integrationsfragen
in Kanton und Stadt St.Gallen

Multergasse 11 Postfach 133 9001 St.Gallen 071 228 33 99
integration.sg@bluewin.ch www.integration-sg.ch

INTEGRATION IM KANTON ST.GALLEN – EINE ERFOLGSGESCHICHTE

Seit 40 Jahren ist **DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR INTEGRATIONSFRAGEN IN STADT UND KANTON ST.GALLEN (ARGE)** die Fachstelle für Einwanderinnen und Einwanderer.

Sie trägt dazu bei, dass Integration im Kanton St.Gallen mit Erfolg durchgeführt wird.

Die **ARGE** feiert dieses Ergebnis und ihr 40-Jahr-Jubiläum mit dieser Wanderausstellung.

GEHEN IST ANKOMMEN

Lesen Sie die Geschichten von acht Ausländerinnen und Ausländern aus einer Vielzahl von Staaten, die sich bei uns integriert haben.

Unterstützt durch
den Integrationskredit des Bundes (BFM/EKA)



Mediensponsoring





Candida Angela Barnetta-Baldassari, 74-jährig, in der Schweiz seit 1949, wohnhaft in St.Gallen, mit ihrem Enkel, dem Schweizer Nationalfussballer Tranquillo Barnetta, vor dem Bild ihres Heimatorts Lovere bei Bergamo, Italien.

CANDIDA ANGELA BARNETTA-BALDASSARI

«20 Jahre lang besass ich eine Tribünenkarte fürs Espenmoos-Stadion St.Gallen»

«Meine erste Arbeitsstelle hatte ich bei einem Bauern in der Nähe von Romanshorn. Wir arbeiteten von morgens sechs bis abends neun. Mein Vater war Techniker und theaterbegeistert. Ich kannte Mailand. Auf dem Lande im Thurgau fehlte mir die Kultur. Glücklicherweise lag in der Nähe der See. Einmal musste ich am Wochenende Erdbeeren pflücken. Weil ich Katholikin bin und am Abendmahl teilnahm, fastete ich. Ich sehe heute noch die gefüllten Körbe vor mir! Heute würde ich von den Beeren essen. Der Herr Jesus würde mir verzeihen.

Während dieser Zeit lernte ich meinen Mann – Tranquillo Barnetta – kennen. Er war schon in der Schweiz geboren und arbeitete als Plattenleger in Arbon. Eins der ersten Male, die wir uns trafen, besuchten wir die Olma. Nach der Heirat zogen wir nach St.Gallen um. Er arbeitete bei Plättli Ganz und hernach als Chauffeur bei der Migros sowie bei den städtischen Betrieben. Wir erhielten vier Kinder.

In unserer Wohnung musste ich meinen Teil des Treppenhauses putzen. Einmal äusserte sich eine Nachbarin erstaunt, wie sauber es bei mir sei. Ich fragte unwirsch: «Glaubten Sie, die Italiener könnten nicht putzen?» Denn in dieser Zeit war es üblich, dass man uns «Sautschingg» nannte. Uns stachelte dies aber an. Wir sagten uns, denen zeigen wir es, und strebten nach Wohlstand und Erfolg. Dieses Ziel haben wir nun auch erreicht.

Manche Jahre putzte ich für berühmte Familien, etwa des Zeitungsgründers Zollikofer oder des Stickereifabrikanten Fischbacher. Wenn eine Party stattfand, durfte ich auch meine Kochkünste unter Beweis stellen. So fand ich langsam, aber sicher die Anerkennung, die ich mir immer gewünscht hatte.

Ein wichtiger Schritt war, als mein Mann und ich die Schulabwartstelle in Rotmonten, St.Gallen, übernehmen konnten. Wir erhielten eine schöne Wohnung und konnten viele gute Beziehungen zu Eltern, Schülern und Lehrern aufbauen, die bis heute dauern. Kinder, die eine Dummheit begingen, mussten mittags in der Schule bleiben und putzen helfen. Sie kamen jeweils zu mir und sagten: «Frau Barnetta, ich habe wieder eine Strafe. Kochen Sie wieder Spaghetti? Ich habe die so gern.»

Ich bildete mich in Magglingen zur Sportlehrerin aus und leitete bis vor kurzem Turnkurse für die Pro Senectute. Während 20 Jahren besass ich einen Tribünenplatz auf dem Espenmoos. Ich hatte immer meinen Rosenkranz dabei. Einladungen am Samstag plante ich so, dass es keine Überschneidungen mit den Matches des FC St.Gallen gab.

Heute schätzen die Schweizer die Italiener anders ein als früher, weil sie fleissig und zuverlässig sind. Es stellt mich zufrieden, dass aus allen meinen Kindern etwas geworden ist. Besonders stolz bin ich auf meinen Enkel Tranquillo, der als wichtiger Fussball-Nachwuchsspieler gilt. Als einmal ein «RAI»-Kommentator sagte «Wir haben auch im Ausland viele gute Fussballspieler, etwa Tranquillo Barnetta», wurde ich bestimmt einen Meter grösser. Ich habe nur ein Problem: Was geschieht, wenn Tranquillo in der Schweizer Mannschaft gegen Italien spielen wird? Ich bin doch auch für die Tricolore! Nun, Schweiz gegen Italien mit Tranquillo, dies ist ein Fussballspiel, bei dem ich so oder so gewinne.»



Jun Lu, 38-jährig, aufgewachsen in Urumchi, Provinz Xinkiang, China, in der Schweiz seit 1998, wohnhaft in St.Gallen, ausgebildeter Gymnasiallehrer und passionierter Waffenläufer, auf seiner Laufstrecke in der Nähe von St.Gallen.

JUN LU

«Wenn ich an einem Waffenlauf teilnehme, fühle ich mich als Schweizer»

«Ich bin in Urumchi, einer 2,5-Millionen-Stadt an der Seidenstrasse, aufgewachsen. Mein Vater war Schulverwalter und Mitglied der Kommunistischen Partei, meine Mutter Lehrerin. Ich studierte und arbeitete dann als Gymnasiallehrer.

An den Studentenunruhen 1989 war ich nicht selber beteiligt. Aber ich unterstützte meine Mitschülerinnen und Mitschüler im Gefängnis und setzte mich gegen Korruption ein. Dadurch geriet ich von Oktober 1991 bis April 1992 selber in ein Arbeitslager in der Nähe des Altai-Gebirges, einer der kältesten Gegenden Chinas. Wir mussten dort unter härtesten Bedingungen Wasserkanäle ausheben.

Nach dem Lagereinsatz hatte ich wieder ein gutes Leben. Ich arbeitete als Führer im Himalaja-Gebiet, besass eine eigene Wohnung und sogar ein Auto. Als es 1997 wieder zu Unruhen auf muslimischer Seite kam, nahm die Regierung auch Personen fest, die allgemein als Oppositionelle bekannt waren. Ein Ministeriumsmitarbeiter, mit dem ich studiert hatte, warnte mich, mir drohe auch wieder das Arbeitslager. Doch diesmal würde es länger dauern.

Ich konnte mir eine Einreiseerlaubnis in die Ukraine beschaffen, die als ehemaliges sozialistisches Land mit China befreundet war. Unter den damaligen Verhältnissen fühlte ich mich aber auch dort nicht sicher. Ein Bankier aus der Schweiz, den ich im Himalaja kennen gelernt hatte, verhalf mir zu einem Touristenvisum hierher. Als es unmöglich wurde, die Aufenthaltsbewilligung weiter zu verlängern, stellten wir ein Asylgesuch.

Mein Ziel ist es, irgendwo ein sicheres Leben zu führen. Dies ist nur möglich, wenn ich arbeiten darf. Einmal erhielt ich beinahe eine Anstellung bei der Migros.

Ich durfte sie dann aber nicht antreten, weil mir nur einfache Jobs in einem Restaurant oder in der Reinigung erlaubt sind. Heute verbringe ich die Zeit vor allem damit, Deutsch zu lernen. Oft besuche ich die Kantonsbibliothek. Ich schreibe aus der Zeitung und Büchern unbekannte Wörter heraus und lerne sie mitsamt der ganzen Wortfamilie.

Meine besten Freunde sind die Mitglieder des Laufclubs Wittenbach. Ich trainiere mit ihnen, und wir besuchen gemeinsam Wettkämpfe. Am 24. April 2005 schloss ich den Waffenlauf von Wiedlisbach BE mit dem 24. Rang meiner Kategorie ab. Bei den Läufen trage ich den Karabiner eines Kollegen mit. Um Gewicht zu sparen, haben wir ein paar Teile entfernt. Auf die Waffe stecke ich jeweils die Schweizer Flagge. Die Zuschauer entlang der Strecke sagen: «Schau einmal den Chinesen. Er hat sicher Freude an der Fahne.» Diese stellt für mich ein Symbol für Frieden, Neutralität und Sicherheit dar. Im Unterschied zur schweizerischen mag ich die chinesische Armee überhaupt nicht.

Während des Waffenlaufs in Wiedlisbach rief mir Bundesrat Samuel Schmid ein «Bravo» zu. Ich war verblüfft, ihn ohne Personenschutz anzutreffen. Nach dem Wettkampf ein Gespräch mit ihm zu führen, wagte ich mich aber nicht. Als Nichtschweizer war ich eigentlich nicht teilnahmeberechtigt. Doch wenn ich bei einem Waffenlauf mitrenne, fühle ich mich nicht mehr benachteiligt. Ich spüre dann nicht mehr, dass meine Aufnahme in der Schweiz nur vorläufig ist.»



Vitória Gomes, 50-jährig, aufgewachsen bei São Cosmado im Norden von Portugal, in der Schweiz seit 1978, Hausfrau, Mutter, Pfarreirätin, Dolmetscherin, stellvertretende Chefkassierin, an ihrem Arbeitsort in der Migros Flawil.

VITÓRIA GOMES

«In mein Heimatdorf kehre ich heute nicht mehr als armes Mädchen zurück»

«Ich wuchs als jüngstes von sechs Kindern in einer sehr armen Familie auf. Unser Haus ausserhalb des Dorfs bestand aus einer Stube und zwei Schlafzimmern. Wir hatten etwas Pachtland. Den grössten Teil der Produktion mussten wir dem Landbesitzer abgeben. Selbst eine kleine Sardine wurde geteilt. Wenn es einmal im Monat Fleisch gab, war es viel. Die Volksschule dauerte nur vier Jahre. Schon als Neunjährige nahm ich mit meinem Vater an der Weinernte in der Region Douro teil. Wir gingen die ganze Strecke von 30 Kilometern zu Fuss und setzten mit dem Schiff über den Fluss. Für die zwei Wochen langen Einsätze trugen wir Brot mit, das meine Mutter gebacken hatte.

Mit 13 Jahren durfte ich bei einer Familie im Dorf als Kindermädchen arbeiten. Die Frau war Lehrerin, der Mann Arzt. Sie besaßen gar ein Auto. Für mich war es das Paradies. Statt der alten Schulbücher las ich hier medizinische Fachliteratur. Leider ging nach einem halben Jahr alles wieder zu Ende. Fortan lebte ich wieder das alte Leben. Unsere Moral war streng katholisch. Nie hätte ich nach dem Kirchgang eine halbe Stunde mit meinen Kolleginnen spazieren dürfen. Mit 21 heiratete ich einen Mann aus dem Nachbardorf. Zur Hochzeit bezahlte er mir den Coiffeurbesuch, weil ich kein Geld hatte. Ich vermählte mich, weil ich hoffte, dass ich dadurch mehr Freiheit hätte. Das war auch der Fall.

Im Herbst 1977 – neun Monate nach der Geburt unserer ersten Tochter – reiste mein Mann zum ersten Mal in die Schweiz nach Niederhelfenschwil, wo er in einer Gärtnerei arbeitete. Ab 1978 arbeitete ich selbst zeitweise dort. 1982 fand er Arbeit in Flawil. Als ich das zweite Mal in Erwartung war, merkten wir, dass ich keine

Krankenkasse hatte. So flog ich zur Niederkunft meiner Tochter nach Portugal. Am 2. Januar 1983 kehrte ich definitiv in die Schweiz zurück.

Zuerst war ich im Hotel «Toggenburg» in Flawil angestellt. Ich hatte einen guten Chef und konnte viel Geld verdienen. Es kam vor, dass ich 300 Stunden im Monat arbeitete. Einmal musste ich Gurken aus dem Keller holen – und brachte Kartoffeln. Da merkte ich, dass ich die Sprache lernen muss. Ich besuchte sofort einen Kurs. Seit 1988 bin ich bei der Migros tätig. Ich gehe immer gern zur Arbeit. Hier habe ich Kontakt mit den Menschen. Viele gute Kunden sind übrigens Ausländer. Sie kaufen in der Regel das beste Fleisch.

Jede Woche berate ich im Auftrag der Katholischen Kirchgemeinde meine Landsleute bei Unfall, Arbeitslosigkeit, schulischen oder Partnerschaftsproblemen. Ich fülle Formulare aus und erledige Telefonate für sie. Ich übersetze auch am Bezirksgericht und für den schulpädagogischen Dienst. So habe ich kaum Freizeit.

In mein Heimatdorf kehre ich inzwischen nicht mehr als das arme Mädchen zurück, das ich einmal war. Ich kann heute selbst etwas zurückgeben. Ich unterstütze das Altersheim, in dem meine Mutter lebt, und die Kirchgemeinde generell. Familien, denen es am Geld fehlt, dürfen an Weihnachten auf meine Kosten im Dorfladen einkaufen. Es macht mich «böse», wenn die Leute sagen: «Jetzt sind die Touristen wieder hier.» Heute bin ich besser gestellt als Andere. Aber das war nicht meine Absicht. Das Leben ist so.»



Anida, Elmedina, Cailj, Selveta und Benjamin Batijari, 18, 19, 44, 39 und 15 Jahre, aus Prizren und Zur, Kosovo, im Garten ihrer Eigentumswohnung in Kaltbrunn. Cailj Batijari ist Disponent und Maschinist, Selveta Batijari Coop-Angestellte. Die Kinder sind in Ausbildung.

ANIDA, ELMEDINA, CAILJ, SELVETA UND BENJAMIN BATIJARI «Wir waren die Vorkämpfer und die Lokomotive für unsere drei Kinder»

«Wir sind Bosniaken. So nennen sich die Bosnier in Kosovo. Ich wuchs in Prizren, einer alten Handelsstadt, auf. In unserem Schulhaus wurde auf Türkisch, Albanisch und Serbokroatisch unterrichtet. Wir Kinder spielten und redeten in allen Sprachen. Wer in der Schule lernt sich zu akzeptieren, respektiert sich auch später. Dies ist vielleicht der Grund, dass Prizren im Krieg weitgehend verschont blieb. Ich studierte Theologie. Um Geld zu verdienen und aus Abenteuerlust reiste ich in die Schweiz. Neun Monate lang arbeitete ich bei der Firma Bamag bei Kaltbrunn – und blieb. Heute bin ich dort Maschinist und Disponent. Längst ist für mich die Schweiz die erste und Kosovo die zweite Heimat geworden.

Meine Frau stammt aus dem ländlichen Zur-Tal, nur wenige Kilometer von Prizren entfernt. Für sie war die Integration schwieriger. Sie litt darunter, dass sie trotz vielen Versuchen kaum Beziehungen zu Nachbarinnen knüpfen konnte. Erst als die Kinder zur Welt kamen, gewann sie wieder mehr Sinn im Leben. Dass sie später selbst eine Erwerbsarbeit suchte, geschah mehr, um unter den Leuten zu sein, denn aus Notwendigkeit. Zuerst arbeitete sie abends in einer Wattefabrik. Heute ist meine Frau Rayonchefin bei Coop.

Unsere älteste Tochter hat soeben die Lehrabschlussprüfung als Detailhandelsangestellte bestanden. Unsere zweite Tochter absolviert eine Lehre bei der Swisscom und arbeitet im Bluewin-Tower in Zürich. Benjamin besucht die Sekundarschule. Er ist Karatemeister und errang an der Weltmeisterschaft in Südafrika den vierten Platz. Ich selbst möchte noch lange an meiner Stelle bleiben. Ich bin sehr zufrieden mit der Firma und mit meinem Chef und hoffe, er ist es auch mit mir.

Nur wenige Minuten von der Firma entfernt haben wir uns eine schöne, geräumige Eigentumswohnung gekauft.

Auch in Prizren besitzen wir ein Haus. Mein Vater hatte auf einem Grundstück von zwei Hektaren einen Gemüsehandel aufgebaut. Inzwischen errichteten dort alle meine Geschwister ein Haus. Wenn ich zurückkehre, rufen die Nachbarn: «Die Schweizer sind gekommen.» Im nächsten Frühjahr werden wir tatsächlich eingebürgert. Wir sind stolz darauf. Nur selten hatten wir Probleme. Einmal schrieb eine Schulkollegin unserer Tochter den Satz ins Heft: «Putzt der Bauer sein Gewehr, gibt's den Jugo bald nicht mehr.» Sie war schockiert. Wir sprachen beim Schulrat vor. Die Sache ist für uns nun erledigt.

Unsere Idee war es stets, die Kinder so zu erziehen, dass sie nützliche und gut ausgebildete Mitglieder der Gesellschaft werden. Wir konnten hier arbeiten und Wohneigentum erwerben. Wir fühlen uns absolut gleichberechtigt. Da möchten wir der Schweiz auch entgegen kommen. Entsprechend sorgten wir für eine gute Entwicklung der Kinder. Sie sprechen tipptopp Schweizerdeutsch. Die zweite Generation hat es viel einfacher. Wir erlebten noch, dass Lehrstellenbewerbungen der Kinder ihres Familiennamens wegen zurückgewiesen wurden. Doch je mehr Leute man kennt, desto besser wird es. Das ist überall auf der Welt so, in Exjugoslawien wie in der Schweiz. Unsere Kinder werden schon über einen grossen Beziehungskreis verfügen. Wir waren die Vorkämpfer und die Lokomotive.»



Janaina Zoller, 26-jährig, aufgewachsen in Belo Horizonte, Brasilien, seit 2001 in der Schweiz, wohnhaft in Rheineck am Bodensee, verheiratet, Studentin an der Fachhochschule für Sozialarbeit, Rorschach, Praktikantin im Schulheim Langhalde bei St.Gallen.

JANAINA ZOLLER

«Ich trat ihm aus Versehen auf den Fuss und sagte «Entschuldigung»»

«Belo Horizonte ist mit 3,2 Millionen Einwohnern die drittgrösste Stadt Brasiliens. Wir sind drei Geschwister. Mein Vater war Goldschmied. In Brasilien sind die Chancen auf eine gute Ausbildung grösser, wenn man eine Privatschule besucht. Deshalb arbeitete ich ab 15 Jahren bei meiner Tante, die in einem Vorort meiner Heimatstadt einen Kindergarten betrieb. Sie und meine Grossmutter unterstützten mich. Dadurch konnte ich eine gute Schule absolvieren und hernach das Lehrerseminar besuchen. In meinem Wunschberuf als Anwältin erhielt ich keinen Studienplatz. So studierte ich Pädagogik.

Als meine Tante selbst Mutter wurde, gab sie den Kindergarten auf. Ich hatte Riesenglück und fand Arbeit in einer Eliteschule, wo ich gut verdiente. Auf einer Reise nach Porto Seguro im Jahr 2000 lernte ich meinen Mann kennen. Er wollte zu Besuch bei einem brasilianischen Freund. Beim Gymnastiktraining am Strand stand ich ihm aus Versehen auf den Fuss und sagte «Entschuldigung». Danach trafen wir uns mehrmals wieder. Ich wusste noch kaum etwas über die Schweiz. Für mich war es das Land, in dem unsere Politiker Geld verstecken.

Als mein Mann zurück in der Schweiz war, blieben wir in Kontakt, und er äusserte den Wunsch, mich zu besuchen. Meine Verwandten schlossen ihn ins Herz, als sie merkten, dass unsere Beziehung ernst war. Um herauszufinden, was für mich das Richtige ist, reiste ich im Juli 2001 in die Schweiz. Ich besuchte sofort einen Deutschkurs. Ebenfalls konsultierten wir die Berufsberatung, um abzuklären, wie ich meine Studien fortsetzen könnte. Dabei stiessen wir auf die Fachhochschule für Sozialarbeit in Rorschach. Ich entschied mich, hier zu bleiben. Für mich war es

wichtig, dass ich jederzeit nach Brasilien zurückkehren konnte, weil ich auch dort über Möglichkeiten verfügte.

Im Oktober heirateten wir hier – sieben Monate später kirchlich in Brasilien. Wir feierten mit 120 Personen. Es war wunderbar. Die Hochzeitsferien verbrachten wir in einer Touristenregion. Es war für mich eine Enttäuschung, dass an solchen Orten auch viele Männer Sexurlaub machen. Junge, arme Frauen aus der Umgebung versuchen, einen Mann zu «fischen». Viele der männlichen Touristen sind in ihren Herkunftsländern nicht erfolgreich, versuchen sich in Brasilien aber für kurze Zeit alles zu leisten.

Im November 2002 erhielt ich das Deutschzertifikat ZD. Am 7. März 2004 trat ich mein Studium in Rorschach an. Mit der Sprache habe ich vor allem dann manchmal Mühe, wenn ich mich über Gefühle äussern möchte. Ich stamme aus einer Kultur, in der viel mit dem Herzen gesprochen wird. Immer wenn es um Emotionen geht, drücke ich mich auf Portugiesisch aus. Mein Mann und ich sprechen inzwischen beide Portugiesisch, wenn wir mit dem Herzen sprechen möchten.

Frauen, die eine binationale Ehe wählen, sage ich: Lernt so schnell wie möglich die Sprache. Sie ist die Basis. Investiert in eure Selbständigkeit und euer Selbstvertrauen und versucht, einen Platz zu finden und euch möglichst gut zu integrieren. Seit unserer Heirat reisten mein Mann und ich jährlich nach Brasilien. Dieses Jahr besuchen uns erstmals meine Tante und meine Grossmutter. Darauf freue ich mich riesig.»



Nurettin Acar, 36-jährig, kurdisch-türkischer Schweizer im Sitzungszimmer des Wiler Rathauses, aufgewachsen als Nomade in den Bergen der Osttürkei, seit 1993 in Wil, Ikea-Verkaufsleiter, Stadtparlamentarier.

NURETTIN ACAR

«Der San Bernardino ist für mich der Ersatz für die Berge von Beytüşşebap»

«Ich bin etwa 1969 in Beytüşşebap in der Osttürkei geboren. Mein genaues Alter ist nämlich nicht bekannt. Jahrelang lebte ich in den Bergen ohne Technik und Zivilisation. Das erste Radio, mit dem wir in Berührung kamen, hielten wir für etwas Ausserirdisches. Als ich etwa zehn war, zogen wir nach Van. Mein Vater versuchte uns mit Holzspalten und Metzgerarbeiten zu ernähren. Später verkaufte er Handwerkerzeugnisse der Nomaden an die Touristen.

Er wollte, dass wir alle die Schule besuchen – auch die Mädchen. Denn er merkte, dass er in der Stadt ohne Lesen nicht leben konnte. Um mitzuverdienen, arbeitete ich neben der Schule in einem Teppichgeschäft. Ein Mitarbeiter unterhielt sich in fünf Sprachen mit Touristen. So begann ich ein Fernstudium in Französisch. Ich gab Geld zu Hause ab. Mit dem Rest finanzierte ich den Unterricht. Mit 18 machte ich die Matura. In den Wintern 1988 und 1989 lernte ich Englisch. Im Sommer verkaufte ich Teppiche und stellte gleichzeitig die Kultur der Nomadenstämme vor. Den Kunden gefiel das. Ich war erfolgreich und wurde selbstbewusst.

1990 begann der zweite Golfkrieg. Ich führte einen Journalisten für 200 Dollar in ein Flüchtlingslager. Mit dem Lohn kaufte ich Brot für die Vertriebenen. Durch den Krieg reisten keine Touristen mehr nach Van. Nomaden, die wir sind, eröffneten mein Vater und einer meiner Brüder in Antalya ein Teppichgeschäft. Dort lernte ich meine Frau kennen. Im Jahr 1992 flog ich zum ersten Mal in die Schweiz. Im Dezember 1993 heirateten wir. Ich lernte Deutsch und arbeitete temporär. 1994 startete ich an der Handelsschule Ortega. Im darauffolgenden Jahr schloss ich mit dem Notenschnitt 5,5 ab.

Als Coop Winterthur einen Spannteppichverkäufer suchte, meldete ich mich. Weil ich im Kanton St.Gallen wohnte, wandte sich die Fremdenpolizei Zürich gegen eine Arbeitsbewilligung. Hätte sich die Personalchefin nicht für mich eingesetzt – mein Leben wäre anders verlaufen. Coop verkaufte auch Möbel. Anderthalb Jahre lang lernte ich alles über Innendekoration.

1997 wurde ich Abteilungs-, später stellvertretender Geschäftsleiter. Meine Vorgesetzten wählten mich, als sie inne wurden, dass ich mittlerweile an der International School of Berne Betriebsökonomie studierte. 2001 erhielt ich ein Angebot als Verkaufsleiter von Ikea. Dort arbeite ich immer noch – in einem interessanten, mit vielen Reisen verbundenen Job.

Im Jahr 2000 beteiligte ich mich an den Stadtparlaments-Wahlen in Wil. Dass die Leute sehen, dass es Ausländer gibt, die sich fürs öffentliche Leben interessieren – dies war meine Botschaft an die Schweizer. Den ausländischen Mitbewohnern wollte ich mitteilen, dass Mitwirkung möglich ist. Ich landete nach den Gewählten auf dem dritten Platz. Im Jahr 2002 rutschte ich nach.

Ich habe das Gefühl, ich hätte bereits das zweite Leben. Ich bin reich in dem Sinn, dass ich als Nomade zur Welt kam, mit 20 starb und neu geboren wurde. Durch die politische Situation war es mir bisher unmöglich, an die Plätze meiner Kindheit in der Osttürkei zurückzukehren. Ich erhalte Kraft, wenn ich dort bin. In der Schweiz ist bisweilen der San Bernardino der Ersatz für die Berge bei Beytüşşebap.»



Antonio Rodriguez, 56-jährig, bei der Renovation der evangelischen Kirche Lichtensteig, aufgewachsen in Porriño im Nordwesten von Spanien, verheiratet, Vater von vier Kindern, seit 1978 Maurer bei der Firma Pozzi AG, Wattwil. Seine Familie lebt in Spanien.

ANTONIO RODRIGUEZ

«Das Opfer lohnte sich, weil meine Kinder nun nicht mehr weg müssen»

«Schon mein Vater war Fremdarbeiter in Argentinien. Er starb, als ich vier war. Ich erinnere mich kaum an ihn. Nach seinem Tod musste meine Mutter mich und meine Schwester allein durchbringen. Sie besass etwas Land und Kühe und arbeitete zur Erntezeit auch auf fremden Höfen. Es war zur Franco-Zeit. Die Schule bestand teilweise aus militärischem Drill. Ich hatte gute Schulnoten. Mein Lehrer wollte mich fördern. Ich begeisterte mich für Gaudí und studierte dessen Werke in Büchern.

Die Hälfte meiner Kollegen konnte nach der Schule eine Ausbildung machen. Ich zählte zu denjenigen, die sofort mit Arbeiten begannen. Ich ging auf den Bau. Es gab weder Kräne noch Zementmischmaschinen. Auf die Gerüste kletterte man mit Seilen. Ich war 14 und arbeitete wie ein Erwachsener. 1970 heiratete ich. Meine Frau stammte aus dem Nachbardorf. Auf dem Grundstück ihrer Eltern begann ich mit dem Bau eines eigenen Hauses. Nicht alles, aber den grössten Teil verrichtete ich mit den eigenen Händen.

Vier Kinder kamen zur Welt. Das Leben hätte so weitergehen können. Doch mit 27 Jahren wollte ich das Haus fertig stellen – und in der Schweiz ergaben sich mehr Verdienstmöglichkeiten. Das staatliche Vermittlungsbüro in Vigo teilte mich für drei Monate der Firma Pozzi in Wattwil zu, bei der ich heute noch angestellt bin. Wir waren viele Spanier, Italiener und einige Exjugoslawen und lebten in einer grossen Gemeinschaftsunterkunft. Entscheidend war, dass man arbeiten und Geld verdienen konnte. Die Sehnsucht nach Hause war vor allem am Wochenende spürbar. Man hätte am liebsten auch dann gearbeitet und Geld verdient. Das Schönste

waren jeweils die Weihnachten, wenn ich zu Hause feststellen durfte, dass die Kinder gediehen und wieder einen Kopfgrösser geworden waren.

Ich zog meine Familie nie in die Schweiz nach. Wir beschlossen, dass die Kinder in Spanien aufwachsen sollten. Sie leben heute alle in meinem Heimatland und haben eine eigene Familie. Obwohl ich sie wenig sah, habe ich zu ihnen eine gute, tiefe Beziehung. Sie zeigen mir ihren Dank. Oft rufen sie an und erkundigen sich nach meinem Befinden. Alle haben gute Lebensumstände. Darin besteht die eigentliche Frucht meiner Arbeit und meines Opfers: dass die Kinder nicht mehr fort müssen. Ich machte in Wattwil nie Bekanntschaften mit Menschen ausserhalb des Berufsumfelds. Richtig Deutsch lernte ich nicht. Ich spreche gut Italienisch, weil die meisten meiner Arbeitskollegen aus Italien stammen. Wären sie Schweizer gewesen, hätte ich selbstverständlich Deutsch gelernt. Heute liegen Spanien und die Schweiz nicht mehr so weit auseinander. Mein Gastland lerne ich erst seit kurzem besser kennen. Ich zeige es meiner Frau, wenn sie jeweils hier ist. Wir fuhren nach St.Gallen, Rorschach, Zürich, Genf, Rapperswil und auf den Säntis.

Unlängst waren meine Tochter und ihr Mann in der Schweiz. Meine Tochter unterhielt sich auf Französisch, mein Schwiegersohn auf Englisch. Sie konnten sich super «wehren». Das beeindruckte mich. Irgendwann werde ich nach Spanien zurückkehren. Immerhin will ich im Haus sterben, das ich mit 21 Jahren zu erbauen begann. Meinen Chef werde ich bestimmt einmal einladen.»



Zong-Ae Maduz, 54-jährig, aus Südkorea an ihrem Arbeitsort im Spital Walenstadt, seit 1976 in der Schweiz, verheiratet, vierfache Mutter, Pflegefachfrau, Tennislehrerin.

ZONG-AE MADUZ

«In Korea hält man das Heidiland fürs Paradies»

«Ich wuchs in Daejeon, der viertgrössten Stadt Südkoreas, unmittelbar nach dem Krieg auf. In unserer Gesellschaft regeln der Konfuzianismus und die Hierarchie alles. Wir Kinder wünschten dem Vater jeweils mit einer Verbeugung einen schönen Arbeitstag. Meine älteren Geschwister hatte ich als «ältere Brüder» anzusprechen. Ich war sehr sportbegeistert. Nachdem ich die beste Mittelschule unserer Stadt mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, bildete ich mich in Seoul zur Krankenschwester aus. In der Freizeit trafen wir uns mit anderen Studenten zu Wanderungen und Cafébesuchen. Diese Anlässe waren das Aufregendste in meinem Leben.

Die Möglichkeit Geld zu verdienen und der amerikanische Traum lockten viele junge Menschen ins Ausland. Bei mir hing es mit meinem damaligen Freund zusammen. Seine Zuneigung war nicht sehr stark. Ich hoffte, wenn ich fortginge, würde er mich vermissen. Am 9. April 1973 reiste ich in einem Charterflugzeug voll diplomierter südkoreanischer Krankenschwestern nach Deutschland. Ich war dem Stadtspital Idar-Oberstein zugeteilt. Es gefiel mir. Doch einmal beauftragte mich eine schlechter ausgebildete Kollegin, der Küche Diätbestellungen weiterzuleiten. Dies beleidigte mich so sehr, dass ich von diesem Zeitpunkt an die Schwesternhaube nicht mehr aufsetzte.

Als ich erfuhr, dass mein Freund geheiratet hatte, war Korea für mich leer geworden. Und so kam ich 1976 ans Universitätsspital Zürich. Meinen Mann traf ich an einem Geburtstagsfest. Er studierte, fuhr einen Mercedes, konnte singen und gut reden. Dies imponierte mir. Doch wir heirateten erst nach längerer Zeit, 1979. 1980 kam das erste unserer vier Kinder zur Welt. 20 Jahre lang dauerte die Babypause.

Wir lebten in Herrliberg im Elternhaus meines Mannes in der Umgebung reicher Leute, hatten aber selber eher wenig Geld. Als Mutter von vier klugen, hübschen, sportlichen Kindern vermisste ich aber nichts. Wir waren gut integriert. Ich spielte Tennis. Ende der 1980-er Jahre zogen wir nach Flums, wo alle bescheiden leben und ich mich wohl fühle. Ich begann hier Velo und Snowboard zu fahren und bildete mich als Jugend-und-Sport-Tennislehrerin aus.

Im Hauptberuf wieder Arbeit zu finden war sehr schwer. Schliesslich erhielt ich eine Anstellung im Pflegeheim Grabs. Als Asiatin bin ich gewohnt stets zu lächeln. Wenn jemand Kaffee verschüttet, bleibe ich ruhig, denn dem Alter gegenüber bin ich zu Respekt verpflichtet. So war ich bei den Bewohnern beliebt. Bei den Kolleginnen führte es zu Neid. Ich kam auf eine andere Abteilung. Obwohl der Job danach toll war, wechselte ich 2001 ans Akutspital Walenstadt, weil es näher bei meinem Wohnort liegt. Hier habe ich mich zur Diplomierten Pflegefachfrau mit Höherer Fachausbildung Pflegestufe 1 weitergebildet. Dies steht zwar immer noch nicht auf meinem Badge – doch ich bin es ja.

Die Reise nach Korea kann ich mir alle fünf bis sechs Jahre leisten. Nicht der Flug, sondern die Geschenke sind teuer. Viele Koreaner halten alle Schweizer für Millionäre. Wenn sie erfahren, dass ich im «Heidiland» wohnhaft bin, glauben sie glatt, dass ich im Paradies sei, und sagen: «Unglaublich, du musst der glücklichste Mensch der Welt sein.»

PETER GREBER

«Wer nicht für immer bleiben will, soll doch wenigstens den Koffer auspacken»



Sie engagieren sich für mehr und bessere Integration – warum?

Nach meiner Ausbildung verbrachte ich fast ein Jahr in Frankreich als einziger Deutschsprachiger ringsum. Ich kann mir sehr gut vorstellen, wie sich jemand in der Fremde fühlt. Präsident der ARGE wurde ich wegen meiner sozialen Einstellung.

Nennen Sie zwei Beispiele gelungener Eingliederung.

Ein gutes Beispiel ist die ARGE. Sie konnte sich neuen Bedürfnissen der Migrationspolitik immer wieder anpassen, etwa mit der Dolmetscherstelle Verdi, durch die Gespräche auf beiden Seiten so ankommen, wie sie gemeint sind. Beeindruckende Vorbilder sind die Menschen auf unseren Ausstellungsplakaten und viele andere. Sie kamen irgendwann in die Schweiz und sind heute anerkanntermassen in guten Positionen.

Was macht die Schweiz als Einwanderungsland so interessant?

Ihre politische Stabilität und Sicherheit, die relativ guten Möglichkeiten, Arbeitsstellen zu finden, sowie ein Stück weit ihre Geschichte als Einwanderungsland und ihre humanistische Tradition.

Migrantinnen und Migranten tragen zur kulturellen Vielfalt bei.

Hat sich der Kanton St.Gallen verändert?

Mit grösster Bestimmtheit, und zwar wegen der Vielfalt der Einwanderer, die stets mit neuen Fragestellungen auftauchten. Das Strassenbild verwandelte sich. Der Kanton wurde bunter. Musik, Literatur und Esskultur wurden bereichert. St.Gallen lässt sich auch ohne Migranten vorstellen. Es sähe aus wie zu meiner Schulzeit.

Wo tut mehr Integration Not – und wer muss sich vor allem bemühen?

Von der ausländischen Wohnbevölkerung dürfen wir erwarten, dass sie sich mit der Gesellschaft, in der sie lebt, befasst, etwa durch Spracherwerb. Schweizerinnen und Schweizer dürften mehr Durchmischung im täglichen Leben anstreben. Das ist am Arbeitsplatz und in Vereinen einfacher als in der Privatsphäre.

«Ideale Integration» ist ...

... wenn Schweizer und Ausländer der anderen Seite den Lebensraum zur Verfügung stellen, den sie braucht, und wenn beide den gemeinsamen Lebensbereich vernünftig miteinander nutzen.

Stellen Sie sich vor, selbst auswandern zu müssen.

Ich habe mich in verschiedensten Phasen meines Lebens immer wieder mit diesem Gedanken befasst, und ich habe es freiwillig in einem europäischen Land getan. Von daher verstehe ich die Ausländer in der Schweiz, die aus dem Koffer leben. Aber sie sollen ihn doch wenigstens auspacken.

PETER GREBER, 55, war von 1986 bis 2004 Präsident der ARGE. Er ist Volkswirtschaftler und Kursverantwortlicher für die Deutschschweiz beim Schweizerischen Zentralverein für das Blindenwesen.

Die Ziele der ARGE

Die ARGE...

- › ist ein Verein mit dem Zweck, die Integration von Migrantinnen und Migranten zu fördern.
- › übernimmt als Non-Profit-Organisation verschiedene Aufgaben aufgrund von Leistungsverträgen mit Bund, Kanton und Stadt St.Gallen.
- › setzt als massgebliche nichtstaatliche Institution in Fragen der Integration von Migrantinnen und Migranten das Staatsziel «Interkulturelles Zusammenleben» (Kantonsverfassung Artikel 14) um.

Die Geschichte der ARGE

- 1965** Gründung der «Städtischen Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen».
- 1973** Schaffung der Aufgabenhilfe.
- 1975** Gründung der kantonalen Arbeitsgemeinschaft für Ausländerfragen und Herausgabe der Zeitung «Information» auf kantonaler Ebene.
- 1981** Auf Initiative der ARGE werden auf Gemeindeebene Ausländerkommissionen geschaffen.
- 1992** Die ARGE beginnt Deutschkurse zu organisieren.
- 1994** Bildung einer internationalen Frauengruppe innerhalb der ARGE.
- 1998** Vereinsgründung mit den heutigen Strukturen.
- seit 2001** Leistungsverträge mit dem Bund, dem Kanton sowie der Stadt St.Gallen und Aufbau mehrerer Regionalstellen.

«Integration bedeutet gleiche Chancen für alle Schweizerinnen und alle Ausländer»



Sie engagieren sich für mehr und bessere Integration – warum?

Die Gesellschaft ist bunt geworden. Mir ist es ein Anliegen, dass wir von dieser Vielfalt profitieren und ein gutes Zusammenleben haben. Mich interessieren die Menschen. Ich staune, was Neues möglich wird, wenn Fremde kommen.

Nennen Sie zwei Beispiele gelungener Eingliederung.

Die Mütter- und Väterberatung der Stadt St.Gallen, die ihr Angebot zielgruppen-gerecht überdacht hat, so dass in Zukunft auch von den ausländischen Babes 70 und nicht nur 10 Prozent in der Beratung sind. Und die ARGE, die selber Mitarbeitende mit einem Migrationshintergrund beschäftigt.

Was macht die Schweiz als Einwanderungsland so interessant?

Dass hier Menschen aus ärmeren Weltgegenden Arbeit und Einkommen und somit Zukunftschancen finden. Die Schweiz als reiches Land steht für eine bessere Zukunft.

Migrantinnen und Migranten tragen zur kulturellen Vielfalt bei.

Hat sich der Kanton St.Gallen verändert?

Er ist wohlhabend und vielfältiger geworden. Vielfalt ist ein wichtiger Wert, weil sie Entwicklung ermöglicht. Das Gegenteil wäre Einfalt. Es geht nicht darum, ob wir Bratwurst oder Kebab essen. Es kommt drauf an, dass der Kanton positiv auf Veränderung reagiert, weil Leben Veränderung ist und Veränderung Leben.

Wo tut mehr Integration Not – und wer muss sich vor allem bemühen?

In den Chefetagen quer durch Unternehmen, Politik und Schulen sollte sich die Einsicht durchsetzen, dass Integration eine attraktive Gestaltungsaufgabe ist, die zu Innovation führt, von der alle profitieren. Wir müssen aufhören, in den Kategorien «wir» und «die Anderen» zu denken, und die Gesellschaft gemeinsam gestalten. Wenn in allen Gemeinderäten, Vereinen, Kommissionen und Organisationen ein Fünftel der Mitglieder einen Migrationshintergrund haben, ist die Integration gut unterwegs.

«Ideale Integration» ist...

...Verbesserung der Chancengleichheit für alle – für benachteiligte Ausländerinnen ebenso wie für benachteiligte Inländer. Wertschätzung und Anerkennung unterschiedlicher Lebensweisen und Alltagsformen. Integration ist ideal, wenn sie auf allen Seiten stattfindet: bei den ausländischen Einheimischen, bei den einheimischen Einheimischen, bei den Institutionen der Alteingewesenen und denen der Neuzugezogenen.

Stellen Sie sich vor, selbst auswandern zu müssen.

Wenn meine Existenzgrundlage hier nicht mehr gegeben wäre und in einer anderen Weltgegend die Aussicht auf bessere Zukunftschancen bestünde, würde ich gehen. Auswanderung ist in der Schweizergeschichte sowieso eine Realität – von den Reisläufern über die Puschlaver Zuckerbäcker und Emmentaler Käser bis zu den Landwirten, die heute in Übersee eine neue Zukunft wagen.

BEDA MEIER leitet seit 2001 die Koordinationsstelle für Integration des Kantons St.Gallen im Departement des Innern. Er ist ausgebildeter Sekundarlehrer und Senn, 49-jährig und lebt in Wil.

Die Angebote der ARGE

Verdi Vermittlungsstelle für interkulturelle Übersetzer und Übersetzerinnen im Kanton St.Gallen.

Zeitung Information in sieben Sprachen im ganzen Kanton für die ausländische Bevölkerung erhältlich.

Regionale Kompetenzzentren mit Dienstleistungen aller Art in Altstätten, Buchs, Uznach und St.Gallen-Rorschach.

Bilang Deutsch- und Integrationskurse im ganzen Kanton St. Gallen.

Informationsstelle mit kostenlosem Zugang für Ausländerinnen und Ausländer in der Stadt St.Gallen zu Basisinformationen des täglichen Lebens.

Aufgabenhilfe in neun Schulhäusern der Stadt St.Gallen für fremd- und deutschsprachige Kinder.

Internationale Frauengruppe Amigas vernetzt Frauen verschiedenster Kulturen, Religionszugehörigkeiten und Herkunftsländer.

Arbeitsgemeinschaft für Integrationsfragen in Kanton und Stadt St.Gallen, Multergasse 11, Postfach 133 9001 St.Gallen, 071 228 33 99
integration.sg@bluewin.ch www.integration-sg.ch

BLAGICA ALILOVIĆ

«Wer die eigene Kultur gut kennt, fürchtet das Fremde nicht»



Sie engagieren sich für mehr und bessere Integration – warum?

Weil ich überzeugt bin, dass sich nur gut integrierte Menschen in der Gesellschaft wohlfühlen und aufbauend wirken können. Wer sich um gegenseitigen Respekt und um Integration bemüht, leistet Präventionsarbeit. Integration kostet weniger, und alle sind zufriedener.

Nennen Sie zwei Beispiele gelungener Eingliederung.

Erstens die ARGE, wo einige leitende Mitarbeitende mit Migrationshintergrund tätig sind. Zweitens die Gemeindegemeinschaft Interkulturelles Zusammenleben in Buchs, in der Gemeinderäte, Schulpolitiker und Ausländervertreter zusammen arbeiten. Sie wird als Stimme gehört und ernst genommen.

Was macht die Schweiz als Einwanderungsland so interessant?

Die wirtschaftspolitische Stabilität, der starke Franken – und nicht unbedingt die Demokratie. In den letzten Jahren stieg die Zahl der Deutschen in der Schweiz um sieben Prozent. Auch in Deutschland gibt es Demokratie. Gleichwohl schätzten Menschen etwa aus Griechenland, Kroatien oder Portugal immer auch die Volksrechte in der Schweiz.

Migrantinnen und Migranten tragen zur kulturellen Vielfalt bei. Hat sich der Kanton St.Gallen verändert?

Ein Alltagsleben ohne Veränderungen durch die ausländische Wohnbevölkerung – ohne heutige Speisekarte, ohne andere Hautfarben oder Augenformen – ist unvorstellbar. Ohne es zu merken, werden die «Ausländerinnen» und «Ausländer» mit der Zeit etwas «schweizerischer» und die Schweizerinnen und Schweizer etwas «ausländischer».

Wo tut mehr Integration Not – und wer muss sich vor allem bemühen?

Ohne beidseitige Bereitschaft keine Integration. Jeder einzelne Migrant muss sich persönlich bemühen. Die Arbeitgeber könnten die Kollegialität unter den Ethnien fördern. Was am Arbeitsplatz funktioniert, wird in die Freizeitwelt hinaus getragen.

«Ideale Integration» ist ...

... dass sich jeder Mensch angenommen und als vollwertiges Mitglied in der Gesellschaft fühlt und die Schweiz als Heimat oder Wahlheimat sieht. Wer die eigene Sprache und Kultur gut kennt, kann Neues dazu lernen, ohne dass Eigenes gefährdet ist, und braucht vor dem Fremden keine Angst zu haben. Das gilt für Einheimische ebenso wie für Zuwanderer.

Können Sie sich Kroatien als Einwanderungsland vorstellen?

Kroatien war ein Einwanderungsland für andere slawische Volksgruppen, die vor dem osmanischen Reich flüchteten, und ist es heute für Menschen aus Bosnien und Herzegowina, Rumänien oder China.

BLAGICA ALILOVIĆ leitet das Kompetenzzentrum für Integration Werdenberg-Sarganserland, Stiftung MINTEGRA, Sozialdienst für Fremdsprachige. Sie ist 50-jährig und kroatisch-schweizerische Doppelbürgerin.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Migration

- › Gut ein Viertel der Arbeit wird von Ausländerinnen und Ausländern geleistet.
- › Im Jahr 2000 zahlten Ausländerinnen und Ausländer rund 25 Prozent aller AHV-Beiträge, bezogen aber nur gut halb so viel – 14 Prozent.
- › 30 Prozent der Angestellten und 30 Prozent der Kunden im Pflegebereich sind Ausländerinnen und Ausländer.
- › In der Frauenklinik machen die ausländischen Kundinnen 50 Prozent aus. Ohne sie müsste die Hälfte des Personals entlassen werden.
- › Ohne Ausländerinnen und Ausländer wäre im Kanton St.Gallen jede dritte Lehrperson arbeitslos.
- › Mitarbeitende ohne CH-Pass sind in jeder Branche zu gut einem Fünftel vertreten und produzieren Mehrwert. In der Industrie sind es sogar 33,4 Prozent, im Baugewerbe 36,9 Prozent und im Gastgewerbe 52,6 Prozent (2003).
- › Die ausländische Wohnbevölkerung ist im Schnitt jünger – wirtschaftlich gesehen produktiver.
- › Ohne Ausländerinnen und Ausländer könnte die Schweiz ihr Produktivitätsniveau – gemessen am Bruttoinlandsprodukt das vierthöchste – nicht halten.

Quellen: Bundesamt für Statistik, Erziehungsdepartement des Kantons St.Gallen, Koordinationsstelle für Integration des Kantons St.Gallen

GERTI SAXER

«Büezer oder Manager – Ausländerinnen und Ausländer leisten viel für die Wirtschaft»



Sie engagieren sich für mehr und bessere Integration – warum?

Gut integrierte Ausländerinnen und Ausländer geniessen eine höhere Lebensqualität und mehr Wahlmöglichkeiten. Wer zudem die Sprache gut beherrscht, kann bewusster am gesellschaftlichen Leben teilnehmen.

Nennen Sie zwei Beispiele gelungener Eingliederung.

Dies ist der Fall, wenn jemand zwischen zwei oder mehr Welten pendeln kann, weil er oder sie in beiden Kulturen und Sprachen zu Hause und auch an beiden Orten gut aufgenommen ist. Gelungene Integration ist zudem, wenn Ausbildungen aus dem Herkunftsland anerkannt werden und Ausländerinnen und Ausländer bei gleicher Leistung gleich viel wie Einheimische verdienen.

Was macht die Schweiz als Einwanderungsland so interessant?

Sie ist schön, hat eine gute Infrastruktur, ist technisch und wirtschaftlich hoch entwickelt und daher für Arbeitnehmer aller Schichten sehr interessant. Die Menschenrechte werden weitgehend eingehalten, es herrscht kein Krieg, es gibt genug zu essen. Selbst schlecht bezahlte Arbeit ist hier besser als anderswo gar keine.

Migrantinnen und Migranten tragen zur kulturellen Vielfalt bei.

Hat sich der Kanton St.Gallen verändert?

Die Einflüsse auf die Esskultur, die Musik, die Mode oder die Architektur – sie sind nicht mehr wegzudenken. Die Ausländerinnen und Ausländer spenden auch Lebensfreude, eine Leichtigkeit des Seins und Sozialkompetenzen. Dazu kommt der grosse Beitrag, den sie an die Wirtschaft leisten – durch Ideen und Innovationen, als Manager wie auch als einfache «Büezer».

Wo tut mehr Integration Not – und wer muss sich vor allem bemühen?

Wer in die Schweiz einwandert, sollte unbedingt die Möglichkeit haben, die Sprache zu erlernen, um so Zugang zu allen Informationen fürs tägliche Leben zu erhalten. Die Wirtschaft rekrutiert die Arbeiter. Sie sollte in dieser Hinsicht mehr Verantwortung übernehmen, etwa durch interne Deutschkurse oder Kinderbetreuung.

«Ideale Integration» ist ...

...wenn Schweizer und Migranten sich gegenseitig annehmen und wenn Wertschätzung und Gleichwertigkeit vorherrschen. So kann echte Begegnung stattfinden.

Können Sie sich Brasilien als Einwanderungsland vorstellen?

Sicherheit und Wohlstand stehen zuoberst auf der Werteskala der Schweiz. In anderen Ländern gelten andere Kriterien. Es geht zum Beispiel ums nackte Überleben, die Existenzsicherung oder den Zusammenhalt der Familie. In Brasilien werden Freundschaften intensiv gepflegt, es gibt frische Früchte und frisches Gemüse das ganzes Jahr über und fast täglich Sonnenschein. Es ist seit 150 Jahren ein attraktives Einwanderungsland.

GERTI SAXER leitet die Informationsstelle für Ausländerinnen und Ausländer der Arbeitsgemeinschaft für Integrationsfragen. Sie ist 49-jährig, gebürtige Brasilianerin, verheiratet mit einem Schweizer und seit 1977 in der Schweiz.

Dokumentation zur Wanderausstellung GEHEN IST ANKOMMEN

Die Texte der Ausstellung können Sie auch im Internet unter www.integration-sg.ch oder www.enzian.ch nachlesen.

Impressum

© ARGE, St.Gallen, 2005

Text Michael Walther, Flawil SG

Bilder Christof Hirtler, Altdorf UR

Nach einer Idee der Kulturzeitschrift EIGENart

von Jürg Spichiger und Christof Hirtler

Lithografie Rolf Halter, von Ah Druck AG, Sarnen OW

Produktion Foto Luternauer AG, Kriens LU,

Metallbau Martin Müller, Altdorf UR